

AFFECTIVE SOCIETIES

Andrea Behrends, Michi Knecht, Claudia Liebelt, Julia Pauli,
Ursula Rao, Michaela Rizzolli, Birgitt Röttger-Rössler,
Thomas Stodulka, Olaf Zenker

Zur Teilbarkeit ethnographischer Forschungsdaten. Oder: Wie viel Privatheit braucht ethnographische Forschung?

Ein Gedankenaustausch

SFB 1171 Working Paper 01/22

Berlin 2016 – ISSN 2509-3827

SFB *Affective Societies* – Working Papers

Die Working Papers werden herausgegeben von dem an der Freien Universität Berlin angesiedelten Sonderforschungsbereich 1171 *Affective Societies – Dynamiken des Zusammenlebens in bewegten Welten* und sind auf der Website des SFB sowie dem Dokumentenserver der Freien Universität Berlin kostenfrei abrufbar:

www.sfb-affective-societies.de und **<http://edocs.fu-berlin.de>**

Die Veröffentlichung erfolgt nach Begutachtung durch den SFB-Vorstand. Mit Zusendung des Typoskripts überträgt die Autorin/der Autor dem Sonderforschungsbereich ein nichtexklusives Nutzungsrecht zur dauerhaften Hinterlegung des Dokuments auf der Website des SFB 1171 sowie dem Dokumentenserver der Freien Universität. Die Wahrung von Sperrfristen sowie von Urheber- und Verwertungsrechten Dritter obliegt den Autorinnen und Autoren. Die Veröffentlichung eines Beitrages als Preprint in den Working Papers ist kein Ausschlussgrund für eine anschließende Publikation in einem anderen Format. Das Urheberrecht verbleibt grundsätzlich bei den Autor/innen.

Zitationsangabe für diesen Beitrag

Behrends, A.; Knecht, M.; Liebelt, C.; Pauli, J.; Rao, U.; Rizzolli, M.; Röttger-Rössler, B.; Stodulka, T.; Zenker, O. (2022). Zur Teilbarkeit ethnographischer Forschungsdaten. Oder: Wie viel Privatheit braucht ethnographische Forschung? Ein Gedankenaustausch. *Working Paper SFB 1171 Affective Societies 01/22*.

Static URL: <https://refubium.fu-berlin.de/handle/fub188/17614>

Working Paper ISSN 2509-3827

Diese Publikation wurde gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

Sonderforschungsbereich 1171
Affective Societies
Freie Universität Berlin
Habelschwerdter Allee 45
14195 Berlin

E-Mail: office@sfb1171.de

DFG Deutsche
Forschungsgemeinschaft

Zur Teilbarkeit ethnographischer Forschungsdaten. Oder: Wie viel Privatheit braucht ethnographische Forschung?

Ein Gedankenaustausch

zwischen

Andrea Behrends (AB); Michi Knecht (MK); Claudia Liebelt (CL); Julia Pauli (JP);
Ursula Rao (UR); Michaela Rizzolli; (MR) Birgitt Röttger-Rössler (BRR); Thomas
Stodulka (TS); Olaf Zenker (OZ)

29.06.2022

Abstract

Was bedeutet der mit der wachsenden Forderung nach „open science“ verbundene Druck, Forschungsdaten öffentlich zugänglich zu machen für die ethnographische Forschung? Welche Herausforderungen, Probleme und Chancen sind mit der Aufbereitung und Archivierung von ethnologischen Forschungsdaten in Repositorien, insbesondere für eventuelle spätere Nachnutzungen verbunden? Welche Grenzverschiebungen im Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit gehen mit der Verfügbarmachung von ethnographischen Daten einher und welche Materialien sind überhaupt dafür geeignet? Wieviel Aufwand bedeutet die Aufbereitung von Forschungsmaterialien und welche Öffentlichkeiten sollen überhaupt adressiert werden?

Diese und weitere Aspekte wurden im Dezember 2021 von insgesamt neun an unterschiedlichen Universitäten und Forschungseinrichtungen tätigen Sozial- und Kulturanthropolog*innen in einer Online Gesprächsrunde diskutiert. Bei dem hier vorliegenden Text handelt es sich um die sprachlich leicht redigierte, aber ansonsten unveränderte und von den Gesprächspartner*innen freigegebene Fassung dieses Gedankenaustauschs, mit dem die Gruppe zum Nachdenken über diese zentrale Thema anregen möchte.

Vorwort

Auf Einladung von Birgitt Röttger-Rössler und Michaela Rizzolli diskutierten am 13. Dezember 2021 sieben an unterschiedlichen Universitäten und Forschungseinrichtungen tätige Ethnologinnen und Ethnologen in einer abendlichen Online Gesprächsrunde (18.30 - 20.00) mit den Gastgeberinnen über die Herausforderungen, Probleme und Chancen, die für sie mit der Aufbereitung und Archivierung von ethnologischen Forschungsdaten in Repositorien, insbesondere für eventuelle spätere Nachnutzungen sowie mit der generellen Forderung nach der Veröffentlichung von Forschungsdaten verbunden sind. Das Gespräch wurde mit Zustimmung der Teilnehmenden als Audiodatei aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Bei dem hier vorliegenden Text handelt es sich um eine sprachlich leicht redigierte, aber ansonsten unveränderte und von den Gesprächsteilnehmer*innen freigegebene Fassung des Gesprächs.

Das Fokusgruppengespräch ist aus der Arbeit des im SFB1171 "Affective Societies" angesiedelten Projektes „Datenmanagement und Informationsinfrastruktur“ (INF) hervorgegangen. Das INF-Projekt unter Leitung von Birgitt Röttger-Rössler unterstützt und begleitet den Verbund bei Fragen rund um das Thema Forschungsdatenmanagement. Über die Service- und Infrastrukturarbeiten hinaus nimmt INF jedoch auch die Forschungs- und Datenpraktiken der im Verbund tätigen Wissenschaftler*innen sowie deren Ansichten und Meinungen zum Forschungsdatenmanagement sowie zu dem Konstrukt „Daten“ empirisch in den Blick. Um der Frage nachzugehen, wie das Forschungsdatenmanagement im interdisziplinären und vorrangig qualitativ ausgerichteten SFB wahrgenommen und praktiziert wird, haben wir in den letzten beiden Jahren eine Reihe von leitfadengestützten Interviews in Form von Einzel- sowie Gruppengesprächen mit Wissenschaftler*innen des Verbundes durchgeführt, die aus sehr unterschiedlichen Disziplinen stammen wie der Sozial- und Kulturanthropologie, Philosophie, Psychiatrie, Politikwissenschaft, Soziologie, Literatur-, Theater-, Film- und Kommunikationswissenschaft.

Dieses empirische Material wollten wir durch ein Gespräch mit Vertreter*innen der Sozial- und Kulturanthropologie um eine dezidiert ethnographische Perspektive erweitern. Unser übergeordnetes Interesse galt dem zunehmenden Druck, ethnographische Forschungsdaten öffentlich zugänglich zu machen und der Frage, was das für ethnographische Forschung bedeutet und wie damit umzugehen ist. Dabei interessierte uns besonders, welche Grenzverschiebungen im Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit mit der Forderung nach einer Verfügbarmachung von ethnographischen Forschungsdaten einhergehen. Diese Frage bezieht ihre Relevanz aus der persönlichen Dimension ethnographischer Wissensproduktion sowie der Tatsache, dass ein wesentlicher Teil empirischer Daten unlösbar mit der Persönlichkeit und Biographie der Forschenden verknüpft ist. Die wachsenden Forderungen nach „open science“ und Datenveröffentlichung erfordern hier also entweder eine hohe biografische Transparenz der Ethnograf*innen oder eine Ausgliederung der persönlichen Aspekte aus dem Datenmaterial, womit die – zumindest in unserem Fach – überwundene Illusion objektiver Erkenntnis durch die Hintertür wieder Zutritt erhalten könnte. Eine besondere Bedeutung kommt der Frage nach der Grenzziehung zwischen dem was geteilt werden kann/soll und dem was privat bleiben muss/soll in kollaborativen Forschungszusammenhängen zu, seien es wissenschaftliche Kooperationen oder die enge Zusammenarbeit mit lokalen Forschungsteilnehmer*innen.

1. Das Gespräch

I-BRR: Vor kurzem habe ich die Anfrage erhalten, meinen Vorlass einer sicheren und fachgerechten Archivierung und Aufarbeitung zuzuführen. Ich würde gern mit der Frage einsteigen, wie ihr mit dieser Anfrage umgehen würdet und ob ihr bereit wärt, euer Datenmaterial, sprich eure Aufzeichnungen und Feldmaterialien, zur Verfügung zu stellen?

MK: Ich würde antworten: „Naja, ich bin gerade dabei das ein erstes Mal auszuprobieren.“ Ich bin an der Universität Bremen tätig und dort habe ich die Kolleginnen Bettina Hollstein, eine Soziologin, und Elisabeth Huber, eine promovierte Ethnologin sowie viele andere, welche die sehr gute qualitative Datenbank an der Universität Bremen „Qualiservice – Data Sharing“ aufgebaut haben und dort aktiv sind. Sie haben den Anspruch, bundesweit eine Datenbank zu werden, ähnlich wie die GESIS, für die Nachnutzung, Langzeitnutzung, Sekundärnutzung, Tertiärnutzung von qualitativen Daten. Ich habe mich bereit erklärt, von einem abgeschlossenen Projekt – einem DFG NORFACE Projekt „*UPWEB – Understanding the practice and developing the concept of welfare bricolage*“ mit vier Standorten in Bremen, Birmingham, Lissabon und Uppsala – probeweise die ethnographischen Interviews zur Verfügung zu stellen. Es geht allerdings nur um diese formalisierten Interviews und nicht um die *Mappings*, die ethnographischen Feldnotizen, oder verdichtende Auswertungen und Beschreibungen. Wenn wir sagen, das sind ethnographische Daten, dann sind das immer intrinsisch relationale Daten. Sie sind in Beziehungen gewonnen, deswegen gehören sie auch nicht den Forscher*innen alleine. Und das Wissen, welches wir da produzieren – wenn es überhaupt „Daten“ sind – zirkuliert ja auch wieder und geht auch wieder in Konstellationen und Relationen ein. Es ist noch offen, ob es überhaupt vom Aufwand her machbar ist, das so zu anonymisieren und aufzubereiten, dass man das rechtfertigen kann, sprich dass die nötigen Genehmigungen da sind und dass es dann in gestaffelten Regimen der hierarchisierten und kontrollierten Freigabe verschiedentlich zugänglich gemacht werden kann. Ich probiere es aus und kann in einem dreiviertel Jahr berichten.

AB: Ich habe eigentlich nur eine kurze Sache. Ich denke, wir müssen wirklich zwischen institutionellen größeren Verbänden, die irgendwelche Daten aufheben oder für die weitere Nutzung vorbereiten und individuellen Daten unterscheiden. Also das, was MK jetzt erzählt hat, oder was du, BRR, angefragt wurdest, das sind ja eure individuellen Daten. Ich glaube, da ist es wirklich wichtig zu schauen, was ich teilen möchte, was ich praktisch der Nachwelt oder den anderen Forscher*innen überlassen möchte und was zu persönlich ist. Aber institutionell, also das was euer SFB macht oder hier

in Bayreuth, das ist ja noch einmal etwas ganz anderes. Wir diskutieren dort auch über die Digitalisierung von empirischen Daten mit Fragen wie: Wer gibt welche Daten ein? Was ist dann vergleichbar? Wer soll Zugriff darauf haben? Und so weiter. Diese größeren Datenmengen, die, wie MK ja schon richtig gesagt hat, relational sein müssen, die müssen sich ja auf etwas beziehen – wahrscheinlich thematisch. Ich finde, wir sollten das vielleicht unterscheiden, so als Vorschlag: Sind das größere Institutionen, die Daten zur Verfügung stellen, größere Projekte oder wie beispielsweise bei UR das Max-Planck-Institut insgesamt, oder sind es persönliche Daten? Und wie gehören diese beiden zusammen?

UR: Da würde ich gleich weiter machen, weil ich wichtig finde, was AB sagt. Da wir institutionell aufgrund der zunehmenden Forderung nach Open Access – auch von Forschungsdaten – in einem Spannungsfeld stehen zur Datenschutzgrundverordnung, die uns das Gegenteil sagt, nämlich den besonders starken und nun verstärkten Schutz aller personenbezogenen Daten. Das sind personenbezogene Daten von uns selbst und von allen, mit denen wir zu tun haben. Da gibt es eine ganze Reihe von Sicherheitsstufen in der Art und Weise, wie wir diese Daten aufbewahren. So fragt sich, wie wir die digitalen Daten vor öffentlichem Zugriff schützen und gleichzeitig den Forschungsteilnehmenden selbst Zugang zu den relevanten Daten gewähren. In anderen Worten: Wir sind in besonderer Weise dem Schutz der Daten verpflichtet und gleichzeitig sollen wir sie jetzt transparent machen. Das geht natürlich nicht beides. Persönlich stelle ich mich dieser Herausforderung, indem ich grundsätzlich davon ausgehe, dass alle erhobenen Daten, zunächst personenbezogene Daten sind und deswegen nicht veröffentlicht gehören. Aber möglicherweise gibt es etwas dazwischen, also zwischen der publizierten Ethnographie und den personenbezogenen Daten. Wir machen gerade ein Schreibexperiment, zu diesem Thema, bei dem wir Erlebnisberichte in Kollaboration mit den Forschungsteilnehmenden veröffentlichen. Es kostet viel Zeit und ist viel Arbeit und daher weiß ich auch noch nicht, wie nachhaltig es ist und ob man es verschiedenen Leuten empfehlen kann. Ich mache das vor dem Hintergrund einer günstigen Ressourcensituation. Also genauer: Ich kann jemanden anstellen, der mit mir gemeinsam überlegt, wie man die Daten, die wir gemeinsam erhoben haben – mit Kolleg*innen in Indien in einem gemeinsamen ethnographischen Projekt mit Ethnograf*innen, die lokal selbst beobachten – in Storytelling überführen können, das so weit anonymisiert ist, dass es keine Persönlichkeitsrechte verletzt.

TS: Ich habe vielleicht daran anschließend auch gleich etwas, was UR gerade meinte. Eine Frage, nämlich inwieweit denn auch so eine Art quasi-Fiktionalisierung eigentlich eine mögliche Form der Anonymisierung ist. Das wird ja immer wieder debattiert,

gerade wenn man sich in Anlehnung oder im Vergleich zu vielen qualitativen Sozialwissenschaften bewegt, wo immer wieder kritisiert wird, dass wir da Narrative formen. Das kann uns erstmal als Ethnograph*innen egal sein, glaube ich, aber dennoch gibt es da natürlich gewisse *Templates*, unter die man fällt und wie man dann auch Anonymisierungssoftware und so weiter bedienen kann. Das macht ja auch Qualiservice in Bremen. Elisabeth Huber hat da auch, glaube ich, etwas mitentworfen, wie man ethnographische Daten möglicherweise so anonymisieren kann, dass sie tatsächlich von einer Software erst einmal maschinell bearbeitet werden. Wie und ob das geht, wird auch spannend zu sehen sein. Genau das wäre einmal eine Frage, inwieweit so eine Art Fiktionalisierung dann auch legitim wäre, wenn wir uns über unser Fach unterhalten. Die zweite Frage wäre, BRR du meinstest ja deine persönlichen Forschungsdaten, die sich nicht nur aus Forschungsprojekten und interdisziplinären Projekten zusammensetzen, sondern im Zuge deiner Forschungen in Sulawesi im Laufe der Zeit entstanden sind. Und da ist glaube ich auch noch einmal die Frage, wie auch schon von den Vorredner*innen angesprochen, dass wir uns ganz klar machen sollten, dass wir vielleicht eine Systematik von Daten, sogenannte Genres für uns definieren. Sprich, dass wir sozusagen versuchen, unterschiedliche Dimensionen von Daten vielleicht auch losgelöst von der Dichotomisierung zwischen quantitativ, qualitativ und ethnographisch zu begreifen. Mit welchen Genres arbeiten wir und welche Möglichkeiten haben wir, diese Art zu archivieren und auch vielleicht dann gleich in die Methodik, oder in die Methodenlehre des Nachwuchses zu integrieren? Es sind gar nicht so sehr methodische Fragen, im Sinne von Ethnographie, teilnehmende Beobachtung, Leitfadeninterviews, offene Interviews, etc., sondern vielmehr Fragen der Dokumentation, die natürlich auch immer mit einer technologischen Weiterentwicklung einhergehen. Da fände ich eine sehr spannende Frage, wie man vielleicht eine Systematik in diese Datengenres reinbekommt und sich dann vielleicht auch gleich überlegt, wie man *in situ* diese Formen der Dokumentation anwenden kann, damit es hinterher nicht so wahnsinnig viel Arbeit bereitet, diese Dinge aufzubereiten.

AB: Ja, ich habe nur etwas wirklich Kurzes, und zwar weiß ich von Carola Lentz, von Günther Schlee und von Gerd Spittler, dass sie diese Sache schon gemacht haben. Ich meine, man könnte sich ja auch einfach mal anschauen, wie sie das gemacht haben. Ansonsten würde ich das, was TS gerade gesagt hat, total unterstützen, also die Frage nach der Systematik, mit der man vielleicht etwas einfüttern kann – egal ob das nach Personen geht, oder nach Themen, oder nach Orten, oder anderes, oder ob alles gleichzeitig. Das fände ich super spannend und, wenn wir das wirklich anfangen, könnte das glaube ich etwas Großes werden. Ich finde das eine tolle Idee, erst einmal zu systematisieren.

OZ: Ja, vielleicht noch als kurzer Kommentar dazu: Die Frage der Verwaltung und der Archivierung von Nachlässen und Vorlässen wird ja vom FID (Fachinformationsdienst) Sozial- und Kulturanthropologie auch schon unternommen. Meine Frau (Julia Zenker) hat das auch schon für den Mohrmann-Nachlass, oder Vorlass besser gesagt, gemacht. Das exemplarisch auszuarbeiten, wird also schon gemacht.

Für mich selbst, um da mal ein bisschen fundamentalistisch dagegen zu grätschen, ich würde das nicht tun. Ich finde das, was UR gesagt hat, extrem wichtig: nämlich, dass wir die Diskussion um den Umgang mit solchen Daten im Kontext weiterer Debatten sehen, mit denen wir uns gerade beschäftigen. Und da sehe ich eine Reihe von Diskussionen, die mir möglicherweise nicht kompatibel erscheinen zu dieser Frage:

Das eine ist die Frage der EU-Datenschutzgrundverordnung und Personenschutzrechte. Das ist ja eine rein rechtliche Debatte, dass wir Vieles im Umgang mit personenbezogenen Daten innerhalb der Europäischen Union gar nicht mehr dürfen und da viele Probleme kriegen, ob wir das wollen oder nicht. Da besteht außerdem eine forschungsethische Diskussion, wie wir überhaupt mit Daten umgehen wollen, mit Personenrechten. MK hat es schon gesagt, Daten sind relational, theoretisch müssten wir eigentlich ein Einverständnis aller Informant*innen einholen, wie wir mit diesen Daten umgehen wollen. Das ist aber häufig *ex post* nicht mehr möglich. Eine andere Debatte, an die wir uns anschließen müssen, ist die Restitutionsdebatte, sowohl um materielle Kultur, aber auch um Eigentumsrechte. Gerade finden große Debatten darüber statt, wie wir mit Objekten und vor allem mit Wissen umgehen sollen. Wie soll das klassifiziert werden? Auch zur Provenienzforschung macht der FID viel und es gibt dazu gerade große Auseinandersetzungen. Wenn wir das schon bei einzelnen Objekten haben, wie wollen wir dann erst mit viel umfangreicheren Informationen, Narrativen, Erzählungen, Daten, die wir erhalten haben, im Kontext eines Vor- bzw. Nachlasses umgehen? Das erscheint mir hochgradig problematisch, muss ich ganz ehrlich gestehen, und ich würde das deshalb nicht tun.

Die andere Frage, die sich stellt, ist auch, was wirklich der praktische Mehrwert ist. Wenn wir die Daten in großem Umfang zugänglich machen wollen, wird das nur durch eine systematische Verfremdungsstrategie gehen können, ähnlich wie TS das angedeutet hat. Aber damit untergraben wir ja eigentlich die intersubjektive Überprüfbarkeit unserer Aussagen, der diese Datenveröffentlichung eigentlich auch dienen soll. Wenn ich alles derartig verfremden und fiktionalisieren muss, dass da niemand identifiziert werden kann, wie ist denn dann überhaupt zu überprüfen, ob das, was ich mit meinen Daten gemacht habe, eine sinnvolle Interpretation war; wenn ich das Gender

verfälsche, Personen zusammenfüge, Orte wechsele, andere Kontexte hinzufüge, andere Berufe hinter diesen Beschreibungen stehen? Wie müssten wir fikionalisieren, damit wir die Personen wirklich schützen können und was ist dann mit diesen Daten noch sinnvollerweise anzufangen?

Und vielleicht ein letzter Punkt: Ich bin biographisch vielleicht ein bisschen in einer Sondersituation, weil ich, als ich angefangen habe zu promovieren, tatsächlich ein vehementer Verfechter der Überprüfbarkeit ethnographischer Aussagen war. Ich habe im Magisterstudium meine Feldforschungsübung damals in Hamburg gemacht und habe einen großen Aufwand betrieben, meine ganzen Daten in einem umfangreichen CD-Rom-Anhang klassifiziert und dadurch alle einzelnen Aussagen durch Verweise belegt. Das wollte ich für die Dissertation eigentlich auch tun und hatte dann eine sehr intensive Diskussion mit Kolleg*innen am MPI. Ein Argument von Monica Heintz, was mich eigentlich nachhaltig überzeugt hat, war, dass eigentlich ein Großteil der Daten – und vielleicht die wichtigsten Daten – nicht verschriftlicht, sondern verkörpert sind. Ich hätte Sorge, dass Leute meine Feldnotizen nehmen und das dann mit dem abgleichen, was ich in meinen Veröffentlichungen beschreibe, denn das wird sich nicht decken. Maurice Bloch (1998)¹ hat mal geschrieben, er suche nicht in seinen Interviews und versuche dann aus der Analyse zu den richtigen Aussagen zu kommen, sondern er wisse auf Grund seiner Feldforschungserfahrung was die richtige Aussage sei und suche dann in seinen Daten nach einem passenden Zitat; und ich glaube, dass da viel dran ist. Das ist natürlich sehr überspitzt formuliert, aber ich glaube, dass der Mehrwert der Offenlegung der Daten unabhängig von allen ethischen Fragen, die damit verbunden sind, extrem begrenzt ist, was die wirkliche Überprüfbarkeit von Daten angeht. Deswegen sehe ich ehrlich gesagt nicht wirklich, was damit gewonnen werden kann - abgesehen von dem enormen finanziellen und zeitlichen Aufwand, der nötig wäre, um die Daten so zu anonymisieren.

Vielleicht ein letzter Punkt: Wir sehen ja die rasante Entwicklung der technischen Möglichkeiten von *Big Data* und *Digital Humanities*. Und wir wissen nicht, was wir (jetzt noch) nicht wissen – wir wissen nicht, was in zwanzig Jahren möglich sein wird. Wir wissen nicht, ob man in zwanzig Jahren die Anonymisierungsstrategien jetzt zurückrechnen kann und mir wird angst und bange, wenn ich mir vorstelle, was für Informationen aus meinem Feld möglicherweise später politisch nutzbar gemacht werden können. Wenn man sich anguckt, was in der Türkei in den letzten zehn Jahren

¹ In: BLOCH, M. E. F. (1998) *How We Think They Think: Anthropological Approaches to Cognition, Memory, And Literacy*, Boulder, Taylor and Francis.

passiert ist, wer hätte es vor fünfzehn Jahren für möglich gehalten, welche Informationen heute vor Ort gefährlich sind? Und in vielen anderen Settings ist das ja auch so. Ich bin da also sehr skeptisch, muss ich ehrlich sagen.

MK: Ich kann da jetzt noch einmal direkt anschließen, sowohl an TS als auch an OZ. Neben der Frage von Datenschutzdebatten als einem ersten wichtigen Kontext und der Restitutionsdebatte als einem zweiten sehr wichtigen Kontext, würde ich gerne noch drittens die Diskussion zum Umbruch von Anonymitätsregimen in neuen Forschungen generell einführen und diese Verschiebung, dass wir das nicht mehr kontrollieren können, dass wir Anonymität fast regelmäßig nicht mehr zusichern können. Das liegt nicht so sehr an der Qualität der Daten noch an deren Verschlüsselung, sondern in von uns nicht mehr zu kontrollierenden Vernetzungsmöglichkeiten von Daten, die auch eine Zukunft haben – eine offene, wie OZ schon gesagt hat. Das wäre noch mal ein dritter wichtiger, allgemeinerer Kontext in dem wir das reflektieren müssen. Das sind auch Gründe dafür, dass ich denke, es wird die Ausnahme bleiben, dass wir das tun, aber die Ausnahmen wird es geben. Und die hängen mit der Frage zusammen, wem wir verpflichtet sind, glaube ich. Das eine sind unsere Forschungspartner*innen und es kommt ja jetzt schon sehr häufig vor, dass quasi lebende Ethnolog*innen die einzigen Archive sind, die es für bestimmte Themen, oder für bestimmte Gruppen gibt und damit muss man sich auseinandersetzen. Man muss auch überlegen, dass bestimmte Aufzeichnungen wie z.B. die ganzen Sprachaufzeichnungen von Franz Boas in Nordamerika, heute von zentraler Bedeutung sind, nämlich als eine der ganz wenigen Quellen für an den Rand gedrängte, marginalisierte Sprachen. Da haben wir eine Verantwortung, das zu reflektieren und ich fühle mich natürlich auch verantwortlich den Steuerzahler*innen gegenüber, die unsere Arbeit ermöglichen. Deswegen muss die Frage sein: In welchen seltenen, aber begründeten Fällen gibt es ein öffentliches Interesse daran, Sekundäranalysen zu ermöglichen, qualitative Daten auch einzuspeisen in Diskussionen, oder für andere nutzbar zu machen? Auch wenn das für unser Fach nicht so häufig sein wird, so ist das doch für mich eine innere Verpflichtung und deswegen starten wir jetzt ein neues Graduiertenkolleg in Bremen zum 1. Juni, wo ich gemeinsam mit meinem Linguistik-Kollegen Ingo Warnke die designierte Sprecherin bin. Da haben wir jetzt mit dem anderen großen Graduiertenkolleg in Bremen verabredet, dass wir ein Modul für qualitativ-empirisch arbeitende Doktorand*innen, zu Fragen von Datenschutz, Datenmanagement und Datenarchivierung entwickeln, das kritisch, aber doch irgendwie auch umfassend in diesen ganzen Bereich einführt.

CL: Ja, um da noch einmal zu ergänzen, wir haben ja jetzt über ganz verschiedene, heterogene Forschungsmaterialien gesprochen. Also über Interviews und über *Field-notes* vielleicht gar nicht so dezidiert bisher und ich denke, dass diese Unterschiedlichkeit der Materialien ja auch sehr wichtig ist. Gerade mit einer Archivierung von Bildmaterial oder eben Tonaufnahmen hätte ich nicht so viel Probleme wie mit meinem privaten Feldtagebuch oder diesen Notizheften, die alle in unterschiedlichem Zustand sind und die einfach niemals für eine Veröffentlichung angefertigt wurden. Da würde es mir auch emotional tatsächlich schwerfallen. Du hattest ja auch nach den Emotionen gefragt, also wie wir uns dazu verhalten und auch emotional mit so einer Veröffentlichung umgehen würden, oder auch mit einer Forderung nach Verfügbarmachung.

Da denke ich kommt es stark darauf an, was das für Forschungsmaterialien sind und auf die Verantwortung gegenüber unseren Forschungsteilnehmenden einerseits, aber dann eben andererseits auch auf das Medium. Ich denke, es ist noch mal ein großer Unterschied, ob diese Daten tatsächlich in Papierform sind, eingescannt werden müssten, oder ob die sowieso schon digital verfügbar sind. Da ist auch wieder die große Frage, wie sie eigentlich bereits jetzt gelagert werden, wo die Backups sind und in welchen Clouds sie vielleicht sowieso auch schon auffindbar sind oder wie das eigentlich im Verhältnis zu einer Archivierung steht, also was hier eigentlich die Öffentlichkeit ist. Das ist, glaube ich, auch so ein Punkt, an dem ich persönlich das Gefühl in Bezug auf meine Daten habe, dass ich da bisher noch viel zu wenig darüber weiß; ich denke, dass wir hier dringend auch Unterstützung brauchen und dass das ganz wichtig ist.

Vielleicht zum Schluss noch zu dem, was UR in den Chat gepostet hat, – das habe ich mich tatsächlich auch schon gefragt: Was macht das eigentlich mit uns und unserer Forschung in dem Moment, in dem wir eine Verfügbarkeit oder eine Verfügbarmachung bereits mitdenken? Also was macht das eigentlich mit dem Forschungsprojekt und ja, mit dem Material, das wir überhaupt erst erheben? Ich habe zum Beispiel an diesem *Corona-Diaries-Project* teilgenommen und da war von Anfang an klar, dass das in gewissem Sinne dann auch verfügbar gemacht wird. Genau deshalb habe ich da auch sicher anders geschrieben, als ich das in einem Tagebuch mache, von dem ich denke, das wird nicht unbedingt veröffentlicht, oder zumindest nicht, solange ich lebe. Ich denke, das hat einen großen Einfluss auf das Datenmaterial, wenn wir diese Veröffentlichung oder Verfügbarmachung von Anfang an bereits mitdenken.

JP: Eine wichtige Frage für mich, die auch schon angesprochen wurde, ist, was mit der Rezeption ist, also wieso wir das eigentlich machen. Das hatte unter anderem auch OZ angesprochen. Ich bin nicht so pessimistisch wie OZ, weil ich glaube, dass es durchaus

sinnvoll ist, wie MK angesprochen hat, dass wir eben nicht nur einzeln forschen und dann vielleicht irgendwann mal für einen Vorlass in Frage kommen oder auch nicht, sondern, dass unsere Forschung durchaus auch im weiteren Sinne kollaborativ ist. Dazu muss man bestimmte Dinge offenlegen und teilen und man muss sie eben auch durchaus dann der potenziell kritischen Lektüre aussetzen, weil auch nicht alles unproblematisch ist, was wir im Feld erleben. Das würden solche Interviews vielleicht offenlegen, so dass wir uns dem auch stellen. Ich finde das prinzipiell als Gedanken gut. Ich glaube, dass sich jedes Forschungsprojekt darüber Gedanken machen soll, was nicht heißt, „Alles offenlegen, her mit den Tagebüchern“, die ja ohnehin ein schwieriges Genre sind. Aber dass man darüber nachdenkt, was man teilen kann, halte ich für sinnvoll, und ich glaube, dass dies in langfristigen Projekten in der Ethnologie besonders wichtig ist. Ich arbeite ja in Mexiko und es gab da sehr große Forschungsprojekte, wo man von vornherein, und das ist gerade für Max-Planck-Institute, denke ich, auch interessant, die Perspektive hatte, wie man langfristig und vergleichend arbeitet. Wenn man das möchte, wird man in irgendeiner Form über das Teilen auch nachdenken. Ob das unbedingt der Druck von der Forschungsöffentlichkeit oder von irgendwelchen Gesellschaften ist, das ist das eine, oder wie man Geldgeber*innen glücklich stimmt, die teilweise andere Agenden haben. Aber das andere ist, welche Vorteile das Teilen – unter Umständen – für den Erkenntnisprozess haben kann. Für den mexikanischen Kontext hat sich das ganz eindeutig bewährt und dort sind die Daten tatsächlich auch zu einem gewissen Grad bis heute verfügbar.

I-MR: Das leitet jetzt eigentlich super über zu unserer nächsten Frage. Wir möchten nun den Blick auf die konkrete Forderung richten, Forschungsdaten zunehmend verfügbar zu machen. Dazu haben wir einen Sticker mitgebracht, der den Slogan „Open Science, Just Science, done right“² trägt. Ich würde euch jetzt bitten, sich diesen Sticker anzuschauen und mit uns zu teilen, wie es euch damit geht.



² Melanie Imming, & Jon Tennant. (2018) Sticker open science: just science done right (ENG). Zenodo. <https://doi.org/10.5281/zenodo.1285575>

UR: Also das läuft für mich im Endeffekt auf die Frage hinaus, die TS formuliert hat, nämlich die Frage danach, ob wir das einmal auseinanderlegen können: Was haben wir eigentlich für Datengenres? Wenn wir jetzt mal einen weiten Datenbegriff nehmen, dann kommen wir vielleicht auch schneller dahin, das sauberer trennen zu können, dieses „Gehört überhaupt nicht veröffentlicht“ über „Irgendwie teilt man es im Projekt“ bis hin zu „Ist eigentlich etwas, das man langfristig vergleichend benutzen könnte und auch sollte“. Ich frage mich immer wieder, warum wir diese Unterscheidung nicht vornehmen. Liegt das daran, dass wir damit systematische Schneisen in unsere Daten einfügen und sie so verändern würden, oder liegt es daran, dass wir keine Fachtradition dazu haben und es Mühe machen würde, diese zu etablieren? Machen wir es deswegen nicht, weil es unendlich zeitaufwendig ist und wir sowieso zu wenig Zeit für Forschung haben? Ich neige dazu die letzte Frage zu bejahen, denn bei den vielen Aufgaben, die wir haben, landet die aufwändige Datenverarbeitung – die genauso lange dauern würde, wie ein Buch schreiben, meist ganz unten auf der Prioritätenliste.

AB: Ja, also jetzt noch einmal auf diesen Sticker „*open science: just science done right*“ bezogen: Auf der einen Seite finde ich, dass diese Forderung nach der Öffnung von Wissenschaft jetzt ja gerade Thema ist, „glaubt den Wissenschaftler*innen“ und so weiter und so fort, in der Klimafrage beispielsweise. „Wer hat das wahre Wissen?“ Das ist eine Sache, bei der ich denke, es ist nun einmal nicht so einfach, diese Forderung zu stellen und diese Forderung sollte auch hinterfragt werden, finde ich. Auf der anderen Seite haben wir ja schon eine *Public Anthropology* Gruppe, wo es auch darum geht, die Verbindung zur Öffentlichkeit zu ermöglichen. Menschen möchten ja wissen: „Was forscht ihr da eigentlich?“ Jemand hat vorhin die Verpflichtung gegenüber Steuerzahler*innen genannt. Klar, irgendwie ist es natürlich ein Luxus, dass wir das alles untereinander diskutieren können. Wo haben aber auch andere ein Recht, auf unsere Daten zuzugreifen? Damit geht es eigentlich mit diesem Sticker jetzt als Anregung über die interne Debatte hinaus und geht in die Richtung, was nach außen kommt und was wo wie genutzt wird. Was ist wichtig weiterzugeben?

OZ: Ich finde den Slogan gleichermaßen wahr wie auch etwas trivial, weil wir natürlich eine offene Wissenschaft sein wollen, aber die spannende Frage ist ja eher, was denn eine offene Wissenschaft wäre. Offen in welchem Sinne? Für welche Öffentlichkeit und auf Grundlage welcher Daten? Also ich glaube der entscheidende Punkt, um den es gehen muss, ist: Wie können wir eine evidenzbasierte Argumentationslinie offenlegen, in der wir uns selbst anhand unserer eigenen Daten überprüfbar machen? Das wäre für mich ein entscheidendes Kriterium. Und wie müsste das aussehen?

Und da würde ich an erster Stelle sagen, das ist genau der Gegenstand unserer Wissenschaft. Nämlich Texte zu produzieren, die ihre Evidenzen offenlegen und plausibilisieren, warum sie zu bestimmten Ergebnissen kommen und damit den Leser*innen die Möglichkeit bieten, zu widersprechen.

Das kann man vielleicht auch tun, indem man weitere Daten darüberhinausgehend veröffentlicht. Ich bin ein bisschen skeptisch, dass das wirklich so wahnsinnig gut klappt, weil es letztlich darum geht, wie die Daten kuratiert sein müssen, damit sie für spezifische Öffentlichkeiten lesbar werden. Das ist für mich der Sinn einer Publikation, die Daten so zu kuratieren, dass sie für ein spezifisches Publikum zugeschnitten lesbar werden. Wenn ich darüber hinaus die Daten für ein weiteres Publikum zuschneiden muss, damit sie lesbar werden, ist die Frage: Ist das dann eine neue Form von Publikation oder habe ich eine so breite Öffentlichkeit, die ich adressieren muss, dass ich die letztlich im Hinblick auf meine Daten nicht mehr domestizieren kann? Ich glaube, das ist ein entscheidender Punkt, weil JP natürlich vollkommen recht hat. Es ist schön, wenn die Daten von anderen benutzt werden können. Meine Sorge ist, dass die Daten missinterpretiert werden, weil die Informationen, die notwendig wären, um die Daten so zu kuratieren, dass man sie sinnvoll zuordnen kann, einen enormen Aufwand mit sich bringen und auch fragenspezifisch sind. Also wie müsste ich die Daten zuordnen und für welche Öffentlichkeit kuratieren, damit sie adäquat gelesen werden können? Da denke ich, vorhin wurde das angesprochen, manches Wissen stirbt aus. Ich finde auch nicht, dass alles Wissen überleben muss, also vielleicht ist es gar nicht so schlecht, wenn manches Wissen ausstirbt, bevor Wissen auf eine Art und Weise überlebt, die dann eher zu Misrepräsentation führt. Unsere Fachgeschichte ist voll davon, was passieren kann, wenn spezifisch exotisierende Diskurse zu einseitigen Darstellungen führen. Wie können wir das verhindern? Ja, also wie können wir Daten so brauchbar, so lesbar machen, dass sie von Menschen verstanden werden können, die immer spezifischen Öffentlichkeiten angehören? Das ist der Job der Wissenschaft – Wissenschaft muss immer Open Science sein, aber da würde ich lieber in Open Access investieren, als in Datenbanken und Daten, die ich unspezifisch für irgendwelche Öffentlichkeiten kuratieren muss. Das ist für mich die zentrale Frage, wie müssen wir die Daten aufbereiten, damit wir das Ärgste verhindern in der Interpretation? Da habe ich ein bisschen Sorge und da denke ich ist eigentlich das Publikationsformat unser Kerngeschäft. Da ist auch die*der Steuerzahler*in gefragt zu schauen, ob wir unseren Job ordentlich machen.

MK: Ja, insofern ist das Logo zu banal, um es ernsthaft zu diskutieren, weil es einfach den Diskussionsstand, den wir haben jetzt schon haben, vielfältig zurücklässt. Man

kann sicher sagen, dass Open Access eben vor allen Dingen ein Impuls ist, gegen die Kommodifizierung von Publikationen. Da kommt noch einmal eine neue Debatte, die wir noch nicht geführt haben, rein. Also inwiefern ist publiziertes Wissen vielleicht auch kuratiertes Wissen? Das könnte man ja schon sagen, dass beides, publiziertes Wissen und in Datenform kuratiertes Wissen, zugänglich sein soll. Wie können wir das als Gesellschaft zugänglich machen, als *common good* und nicht in Form einer Ware?

Dann gibt es damit verbunden natürlich noch ein paar andere Probleme. Ich dachte nur gerade jetzt zum Beispiel an das Problem mit der Krebsforschung, dass die Pharmafirmen quasi die einzigen sind, die genug Geld haben, um diese riesigen Studien zu machen und dass sie dann nicht gesetzlich verpflichtet sind, diese auch wirklich zu publizieren. Sie publizieren nur das, was sie möchten, bzw. was ihnen hilft, ihre Medikamente zu verkaufen. Da stellt sich jetzt schon auch noch einmal eine gesellschaftliche Frage, aber da bin ich jetzt nicht sattelfest. Also das Logo ist problematisch, aber es hat jetzt für mich noch mal einen neuen Kontext aufgemacht, an den wir denken müssen.

CL: Ja, also für mich hat das Logo auch noch einmal die Frage aufgeworfen, wo die Sozial- und Kulturanthropologie eigentlich in diesem Wissenschaftsfeld steht. Denn ich sehe die Anthropologie eher an einer Schnittstelle zu den Geisteswissenschaften angesiedelt. Die heißen ja zumindest im englischsprachigen Kontext nicht „Wissenschaften“, sondern *Humanities* und da wäre die Frage, inwieweit Anthropologie nicht immer auch mit *Politics* zu tun hat, mit *Humanities*; inwieweit für uns die gleichen Regeln wie für eine selbstdefinierte „exakte“ Wissenschaft gelten. Da wäre ich doch sehr vorsichtig. Bei dem Logo muss ich jetzt erstmal an ein positivistisches Wissenschaftsverständnis denken. Und wenn wir das, was OZ vorhin gesagt hat, dieses verkörperte, koproduzierte Wissen, – die Bedeutung von Selbstreflexion für unsere Forschung – wenn wir das ernstnehmen, dann fühle ich mich da auch nicht wirklich angesprochen.

JP: Also ich finde das Logo auch relativ platt, muss ich sagen. Aber ich möchte auf die Frage, die OZ eigentlich in die Runde geworfen hatte, was der Status unserer Publikationen ist, also ob unsere Publikationen nicht einfach teilweise schlicht und ergreifend schon ziemlich stark unsere Daten sind, eingehen. Diese Vorstellung, dass es Daten gibt, die man bearbeitet und daraus dann eine Publikation macht, die trifft ja auf unser Fach nur begrenzt zu. Das heißt, wenn ich OZ jetzt beispielsweise angreifen möchte,

weil ich finde, dass sein Konzept nicht besonders gut ist, dann würde ich seine Publikation angreifen, dann würde ich ihn aber nicht auffordern: „Gib mir doch mal deine Daten, damit ich überprüfen kann, ob das wirklich ein gutes Konzept ist.“

Insofern funktioniert diese Debatte, die vielleicht für die Krebsforschung mit einer differenten Art der Wissensproduktion sinnvoll ist, für uns nur begrenzt. Die Übergänge von dem, was wir jetzt gerade hier als Daten konstruieren, und dem, was wir dann Publikation nennen, sind ja oft fließend. Und es ist außerdem keineswegs so, dass wir vollkommen intransparent irgendwelche Dinge behaupten, sondern die Kontrolle, die in der Regel erfolgt, dessen was wir behaupten, läuft über die Publikation. Das heißt, wir verweigern uns nicht der Öffentlichkeit, wir stehen mitten in der Öffentlichkeit. Allerdings ist die Vorstellung, die vor allem aus naturwissenschaftlichen Zusammenhängen kommt, dass es solche Daten gibt, für uns schwierig. Wir kommen zurück dahin wo wir angefangen haben, zu diesem Datenbegriff und der funktioniert einfach nur begrenzt für unser Fach.

TS: Ja ganz kurz nur, auch aufgreifend sowohl zur Frage eins als auch zwei und nochmal zu dem Sticker. Ich finde, natürlich greift der Sticker zu kurz. Dennoch haben wir eine Sache noch nicht dezidiert angesprochen und das ist die Zusammenarbeit mit unseren sogenannten *local assistants*, *local research partners*, *local protagonists*, *local collaborators*. Ich glaube diese Richtung ist auch wichtig. JP hat es vorher auch angesprochen, und wir wissen das alle, dass es immer eine Ko-Konstruktion von Wissen ist. Wenn dem aber so sei, dann ist, glaube ich, auch noch relativ viel Luft nach oben, wenn es darum geht, den Beitrag zur Wissensproduktion von unterschiedlichen Personen in unseren Feldern noch einmal herauszustellen. Es ist mit einer finanziellen Vergütung (Geld) nicht immer getan, denn viele unserer Forschungspartner*innen wollen ja auch an der Wissensproduktion und -konstruktion teilhaben und dafür auch im akademischen oder aktivistischen Sinne Anerkennung und Wertschätzung erfahren. In diese Richtung würde ich schon denken, dass wir uns die Mühe machen sollten, Datengenres zu systematisieren, weil wir sie auch teilen, wenn wir denn kollaborieren wollen, mit Menschen in translokalen Kontexten, und wenn wir auch ihre epistemologische Rolle sichtbar in Publikationen o.ä. abbilden wollen.

Zweitens glaube ich, müsste man sich dann auch noch einmal überlegen – und das haben ja gerade die Kolleg*innen die im Raum sind schon zur Genüge getan – auch darüber zu publizieren, aber dabei noch einmal zu gucken: „Okay, wie können wir denn dieses Open-Science-Ding verbinden mit einer Archivierung, einer Systematisie-

rung und mit einer Anonymisierung.“ Und dabei gleichzeitig auch die Rolle von Forschungsassistent*innen noch einmal anders zu denken, weil das ja auch eine Chance ist, jetzt diesen Diskurs zu nutzen, um tatsächlich weniger individualisierte, als vielmehr kollaborative und engagierte Wissensproduktion zu fördern, gerade wir als Ethnolog*innen.

I-BRR: Ja, Danke schön. Für den nächsten Themenkomplex haben wir einen weiteren Stimulus mitgebracht, nämlich ein Zitat: *“For all their emphasis on sociality and relationality, anthropologists (and many other qualitative social scientists and humanists) can be a pretty anti-social bunch, especially when it comes to sharing data”*.³ Also was meint ihr zu diesem Zitat, das uns vorwirft, ziemlich antisozial zu sein, wenn es um das Teilen von Daten geht? Ist das nicht auch zu vereinfacht gedacht? Ich würde jetzt gerne mal über die lokalen Forschungskontexte, in denen wir unterwegs sind, sprechen. Die Problematik wurde eben schon ein bisschen mit der Türkei angeschnitten. Auch da wissen wir nicht, wer was wie nutzt, wenn wir alles offen zugänglich machen und kuratierte Daten zur Verfügung stellen. Ist es also wirklich antisozial? Oder ist da nicht auch eine berechtigte Zurückhaltung zum Teil mit Ursache? Aber auch da wären jetzt konkret die Fragen: Was sollen wir teilen? Was können wir teilen? Können wir diesbezüglich für unser Fach auch so etwas in Richtung ethische Richtlinien artikulieren, um das nicht wieder nur den Einzelnen zu überlassen, je nach Gutdünken? Kann man da Hinweise, Hilfen erarbeiten?

CL: Das hat mich spontan an einen Slogan erinnert, den ich im Kontext eines Powerpoint-Vortrages meiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin gehört habe, die im Westen Chinas forscht. Sie hat vor einem guten Monat ein Training zu Datenmanagement besucht, weil sie sich über das Thema Gedanken macht, in einem politisch sehr sensiblen Forschungskontext. In diesen Folien war der Slogan *„Sharing is Caring“* und ich finde das geht in eine ähnliche Richtung, es hat etwas sehr stark Moralisierendes, was natürlich problematisch ist. Unmittelbar für sie in ihrem Forschungskontext in China ist es tatsächlich sehr schwierig, Sachen überhaupt aufzunehmen, Forschungsdaten zu digitalisieren, weil es eine umfassende digitale Überwachung gibt und sie sich wirklich sehr gut auskennen muss, um die Gefahren, die es eventuell für ihre Forschungsteilnehmenden gibt, abschätzen zu können. Deshalb greift sie tatsächlich stark wieder auf Papier und Stift zurück, um diese Risiken zu minimieren. Wir haben in den letzten

³ Poirier L., Fortun K., Costelloe-Kuehn B., Fortun M. (2020) Metadata, Digital Infrastructure, and the Data Ideologies of Cultural Anthropology. In: Crowder J., Fortun M., Besara R., Poirier L. (eds) *Anthropological Data in the Digital Age*. Cham: Palgrave Macmillan. DOI: [10.1007/978-3-030-24925-0_10](https://doi.org/10.1007/978-3-030-24925-0_10), hier S. 222.

Wochen immer wieder darüber gesprochen. Sie hat im Moment gar keinen Zugang zum Feld. Jetzt haben wir angefangen, zu sozialen Medien zu recherchieren und da ist es natürlich auch hoch problematisch, mit welcher Identität das getan wird. Wir haben eine chinesisch-sprachige SHK angestellt. Macht sie das unter ihrem privaten Account, dass sie Debatten nachverfolgt, oder dass sie sogar vielleicht Sachen postet, um dann Reaktionen herauszufinden? Das sind für uns alles total aktuelle Fragen im Moment und ja, es ist sehr schwierig da tatsächlich einen Weg zu finden – sowohl ethisch als auch datenschutzrechtlich und in dem Kontext eben auch wissenschaftspolitisch.

OZ: Als dieses Zitat kam, fühlte ich mich ein bisschen an die Diskussion der Ethnologie erinnert, an den Gabenaustausch bei Marcel Mauss (1990), Annette Weiners (1992) *Inalienable Possessions* und Maurice Godeliers (1999) *The Engima of the Gift*.⁴ Es kann auch sehr sozial sein, Dinge nicht zu teilen. Damit komme ich auf meinen Punkt, den ich schon anfangs gemacht habe, zurück. Ich glaube, es ist wichtig, welchen Öffentlichkeiten welche Daten zugänglich gemacht werden. Natürlich ergibt es Sinn und es ist wichtig mit kollaborativen Partner*innen darüber nachzudenken, wie man das Material, was man sammelt, teilt, welche Zuordnung man hat, wer welche Verfügungsgewalt hat. Aber das sind eben wichtige forschungsethische Fragen, die es immer wieder im Einzelfall zu klären gilt. Ich glaube, da geht es nicht darum, das pauschal zugänglich zu machen, und wenn man dies nicht tut, das als antisozial zu klassifizieren. Die Frage ist viel mehr: Wie kuratieren wir die Daten für wen, und gehen verantwortungsvoll damit um?

Und vielleicht noch einmal als zweiten Punkt, der an das, was JP gesagt hat, anschließt: Vielleicht ist es eine Form von besserem Datenmanagement, solider zu argumentieren. Vielleicht müssen wir einen besseren Umgang mit unseren Daten in unseren Publikationen leisten, um uns besser überprüfbar zu machen und dort mehr Transparenz und intersubjektive Überprüfbarkeit herzustellen. Vielleicht ist das der Ort, an dem wir präziser werden müssen, genauer argumentieren müssen: Wie denken wir eigentlich? Wie kommen wir zu dem, was wir denken? Welche Evidenzen können wir mobilisieren? Das wäre vielleicht auch noch einmal ein Ort, anstatt diesen Datenbegriff so abzukoppeln und zu denken, es geht hier primär um Fragen von Repositorien.

⁴ Mauss, M. (1990) *The gift: the form and reason for exchange in archaic societies*. London: Routledge.

Weiner, A. B. (1992) *Inalienable Possessions: The Paradox of Keeping-While Giving*. Oakland: University of California Press.

Godelier, M. (1999) *The enigma of the gift*. Cambridge: Polity Press.

Vielleicht ist es eher die Frage, wie wir unsere eigene ethnographische Theoriebildung plausibilisieren und stärker intersubjektiv überprüfbar machen können.

JP: Ich möchte noch mal das aufgreifen, was jetzt mehrfach kam. Wir wissen nicht, was für schlimme Dinge in der Zukunft passieren könnten. Das wissen wir auch bei Publikationen nicht und es gibt hierfür eine Reihe von interessanten Fällen. Deshalb finde ich dieses Argument zu sagen, „nein besser nichts mit Daten machen, denn das könnte ja irgendwann von problematischen Regimen verwendet werden“ ein bisschen schwach. Das können auch andere Formen der Information und viele Beispiele in der Ethnologie zeigen etwa, was mit Publikationen alles passieren kann. Deshalb spricht es für mich nicht dagegen.

Was OZ sagt, finde ich aber relevant, also die Frage der Autor*innenschaft, die wir ja schon so viel debattiert haben: Wer ist eigentlich derjenige, der das Wissen kreiert und was bedeutet das? Ich finde, dass wir das weitaus offener in Forschungskontexten diskutieren sollten. Man kann das mit den Menschen, mit denen man zusammenarbeitet, auch ganz konkret als Frage formulieren, man muss nicht die*der alleinige Autor*in sein, sondern man kann darüber nachdenken, was denn für eine geteilte Autor*innenschaft relevant sein könnte, zum Beispiel Fotos. Ich würde das definitiv nicht ausschließen. Ich würde es nicht einfach nur bei der Publikation belassen, sondern ich glaube, es gibt durchaus Informationen, die zu einem späteren Zeitpunkt, oder mit einem vergleichenden Blick neue Erkenntnisse liefern würden, jenseits der Publikationen. Etwa Materielles, wie Fotos, oder auch Zensusinformationen, die ich selber erhoben habe, oder soziale Netzwerke. Mir fällt da eine Reihe an Informationen ein, bei denen ich denke, es ist nicht alles mit der Publikation getan, auch wenn ich glaube, dass sehr viel in der Publikation drinsteckt. Aber vielleicht sollten wir diese Diversität auch in den Blick nehmen und sie im weiteren Forschungskontext reflektieren.

MK: CL, ich kann sehr gut nachvollziehen, dass deine Postdoc sagt, „dann gehe ich offline“. Und es ist schon auch so, dass wir das zum Teil nicht mehr überblicken. Das meinte ich vorhin mit der neuartigen Form der Verknüpfbarkeit von Daten, die ganz neue Operationen auch des Rückschlusses zulassen, die wir zum Teil gar nicht verstehen. Deswegen meinte ich schon, dass man besonders vorsichtig sein muss.

Mir drängt sich nun ein weiterer Punkt auf. Ich habe das Gefühl, wir sprechen eigentlich darüber, dass wir sehr wohl verantwortlich dafür sind, nicht nur zu publizieren, sondern eben auch über das Kuratieren und über das Teilen von Daten nachzudenken und zu überlegen, wie wir diese Daten etwas aus ihrem „Black-Box“-Charakter entlassen können, um dann nochmal hineingucken zu können. Da ist sehr viel drin.

Wenn man aus er Wissenschaftsforschung kommt, so wie ich, dann könnte man sich das auch sehr gut vorstellen. Das wäre auch eine eigene Arbeit, zu sagen was da alles darin steckt. Da habe ich auch an Gabentausch gedacht, OZ, in der Studie von Christopher Kelty „Two Bits“ (2008)⁵ über *Free Software* Entwickler. Da trifft er auf so ein Feld, in dem sich Menschen moralisch stark brüsten: Sie seien diejenigen mit dem Gabentausch, das ist irgendwie gut und sie seien dabei das Gegenteil der kapitalistischen Software-Anbieter. Kelty zeichnet dann nach, dass es nicht so simpel ist, sondern sehr viel komplexer. Eine ganz wichtige Sache, die *Free Software* Entwickler die ganze Zeit machen müssen, weil sie sonst ihre rekursiven Öffentlichkeiten von *Free Software* überhaupt nicht hergestellt bekommen ist, dass sie *Copyright Writing* machen, beispielsweise, und andere Formen von Verantwortung und von rechtlicher *Accountability* da übernehmen. Und ich glaube, das müsste man mal zeigen. Ich glaube, wir sind schon dabei, dass wir noch einmal überlegen müssen: Was kann und was kann nicht geteilt werden? Aber wir sollten auch daran arbeiten zu zeigen, welche verschiedenen Dimensionen da eigentlich darin stecken, das ist nicht trivial.

AB: Ich möchte noch etwas sagen, da Kim Fortun ja dort [Poirier et al. 2020] zitiert ist und ich sie neulich in einer *Keynote* gehört habe. Sie gibt aus jedem Projekt, welches sie einwirbt, Geld für diese Datenverarbeitung aus und macht da sehr schicke Websites, die gut verknüpft sind. Sie hat sich dazu bekannt, ihre Daten so zugänglich zu machen. Was ich da aber spannend finde, ist die Temporalität in dieser Datenzugänglichkeit. Die alten Websites, die irgendjemand mal irgendwann gemacht hat, guckt sich heute kein Mensch mehr an. Websites müssen *flashy* sein und tolle Fotos haben, in alle Richtungen gehen und anregend sein, aber all das verjährt auch sehr schnell. Die Frage ist daher, wie man Websites so gestaltet, dass es nicht in kürzester Zeit überhaupt niemanden mehr interessiert und keiner darauf zugreift? Solche Versuche gab es ja schon vor Ewigkeiten. Als Studentische Hilfskraft an der FU sollte ich damals in diesen *Human Relation Area Files* recherchieren. Mikrofiche, die aus Büchern themenbezogen Informationen zusammenführen. Es ging also so ein bisschen in die Richtung, die OZ vielleicht jetzt befürworten würde, aber macht das noch jemand? Schaut noch jemand auf diese Files? Und die Websites aktuell zu halten, muss man auch viel in sie investieren, wie Kim Fortun eben, und das ist auch nicht immer möglich. Wie schnell muss man sein, um ein Interesse aufrecht erhalten zu können?

⁵ Kelty, C. M. (2008) *Two bits: the cultural significance of free software*. Durham: Duke University Press.

I-BRR: Ja der Hinweis auf die *Human Relation Area Files* ist natürlich wunderbar, als erstes Modell zu *Datasharing*.

UR: Es haben sich bei mir mittlerweile einige Überlegungen ergeben, die ich nur kurz andeuten möchte und hoffe, dass sie dennoch verständlich sind. Mir scheint, dass sich bei der „Kuratierung von Daten“ Vordergrund und Hintergrund verschieben. Also indem wir neue Genres erzeugen, veröffentlichen wir ja nicht Daten, sondern neue Interpretationen von beobachteten und aufgezeichneten Ereignissen. Da gibt es jetzt neue Genres, die heißen dann „Daten“ und das andere heißt „Publikationen“. Das vervielfältigt die möglichen Schreib- und Darstellungsformen. Die erzeugen aber keine Transparenz, sondern einfach neue Vordergründe und andere Hintergründe. Ich finde an sich interessant, dass neue Formen des Schreibens, auch neue Formen des Wissens erzeugt werden. Das Problem ist dabei aber, dass man mit dieser aufwendigen Tätigkeit der mehrfachen Datenverarbeitung keine Karriere machen kann. Wenn man etabliert ist, kann man solche Experimente wagen, aber einer Doktorandin – von der man heute erwartet, dass sie in drei bis vier Jahren mit der Dissertation fertig ist – kann ich es nicht empfehlen.

Das ist vielleicht der wirklich interessante Punkt, ich habe kurz mal in den Artikel [Poirier et al. 2020] reingelesen, den ich noch nicht kannte. Das Buch ist Open Access erschienen. Wenn ich das in der Eile richtig verstanden haben geht es darum zu überlegen, ob wir neue Wege finden darüber zu reflektieren, welche Ideologien unsere Ideen von Daten, Datenmanagement, Datenveröffentlichbarkeit beeinflussen? Also in anderen Worten, dass wir nicht nur darüber reden, wie wir uns gegenüber naturwissenschaftlichem Umgang mit Daten positionieren, sondern noch einmal stärker darauf schauen, was eigentlich die Bedingungen des Diskurses sind. Natürlich prägen bestimmte Ideologien, Ideen, Formationen, Regime auch unser Wissen über Daten und unser Nachdenken über deren Verarbeitung. Darüber werde ich noch tiefer nachdenken.

CL: Ja, die Vordergründe und Hintergründe haben mich gerade noch einmal inspiriert; UR's Bedenken stimme ich einerseits zu. Andererseits, wenn wir daran denken, dass es zum Beispiel immer mehr Forschungsblogs gibt, dann wäre das nicht unbedingt etwas, wovon ich Doktorand*innen abraten würde. In diesen Blogs werden ja oft Materialien reflektiert, wird aus dem Forschungsprozess erzählt, vielleicht noch nicht ganz geschliffen, aber es werden doch schon mal Gedanken zur Diskussion gestellt. Also Dinge, die es vielleicht nachher nicht in Veröffentlichungen schaffen, aber die oftmals eine Vorstufe von etwas sind. Das finde ich eigentlich eine gute Entwicklung

und ich habe im letzten Jahr selbst auch einige Blogbeiträge geschrieben. Es kostet dann natürlich auch Zeit, die man nicht unbedingt hat, aber ich finde das ist eigentlich sehr produktiv. Ich lese auch total gerne Forschungsblogs und freue mich immer, wenn Leute, deren publizierte Arbeiten ich kenne, auch noch nebenher einen Forschungsblog haben. Da lerne ich immer sehr viel und ziehe auch sehr viel Inspiration heraus. Ich weiß gar nicht, ob das dann ein Vordergrund oder Hintergrund ist? Vielleicht doch eher ein Vordergrund...

I-MR: Am Ende dieses Gesprächs möchten wir gerne noch zur Diskussion stellen, was eigentlich mit diesem hier entstandenen Interviewmaterial passieren soll. Wir hatten bereits angekündigt, dass wir auf Basis dieses Gesprächs einen Artikel ausarbeiten werden. Gleichzeitig stellt sich natürlich auch die Frage, was darüber hinaus passieren kann. So könnte das Gespräch als solches auch ggf. für eine Nachnutzung archiviert oder bereitgestellt werden. Wie geht es euch damit?

I-BRR: Da würde sich ja schon zeigen, möchte man das? Ja, nein, warum nicht? Und welche Plattform und wo soll das hin?

UR: Wir können ja mal überlegen, ob man den *boasblog* für das Thema motivieren kann?

MK: Das wäre super. Einer der *boasblogs*, der *DCNtR – Blog zur Dezentrierung von Museen*, der läuft jetzt schon länger, weil das einfach so eine gewaltige Debatte ist und die ja nicht aufhört, sondern immer noch an Fahrt gewinnt, aber sonst sind das ja immer temporäre Interventionen. Dass man ein bestimmtes Thema, aufgreift und guckt, dass erst einmal genug Anfangssachen da sind und man sagt, wir planen mal so drei bis fünf Monate und dann gucken wir. Und es wäre natürlich ein cooles Thema, man könnte eine ganz tolle Debatte lancieren. Das muss nur jemand machen. Wir machen das ja alles nebenbei und unentgeltlich und das heißt, wir brauchen dann eine spezifische Redaktion, ein eigenes kleines Redaktionskollektiv, das so ein Thema dann auch pusht. Die ganze Infrastruktur ist da, die ganze Grafik ist da, die ganze Technik ist da, auch die studentischen Assistent*innen, aber die ganze inhaltliche redaktionelle Arbeit kann nicht von uns als *Main Editors* kommen.

Also wenn sich da eine kleine Redaktion bildet, meistens kommt jemand aus dem Kreis der Gesamtblog-Herausgeber*innen hinzu, dann wäre es, glaube ich, richtig gut, das mal eine Weile zu debattieren. Weil wir ja gesehen haben, welche wichtigen gesellschaftlichen Debatten über Restitution, Anonymität und Kommodifizierung von

Wissen das sind. Das heißt man könnte das sehr, sehr gut lancieren. Unsere Erfahrung zeigt, man braucht dann mindestens vier Leute, damit das Team divers genug ist und man braucht eine Vorlaufszeit von mehreren Monaten, sodass man schon einmal einen Stapel von guten Beiträgen einwerben kann, dass man also ein Polster hat. Man braucht ein klares Management und eine klare Planung, um da gut durchzukommen.

JP: Was für eine nette Wendung zum Schluss. Mir gefällt es, dass ihr uns jetzt sozusagen zu Informant*innen macht und uns genau diese Emotionalität vor die Füße werft, das finde ich sehr spannend. Ich muss sagen, ich finde das gut, weil dies exakt der Punkt ist. Ich fände es gut, wenn man es zugänglich machen würde. Mir ist erst einmal relativ egal, wo, also ob das jetzt Euer Blog vom SFB in Berlin ist, oder irgendwelche anderen Blogs, wie auch immer ihr euch das vorstellt. Aber genau diesen Spiegel dann zu nutzen und mal selber hineinzugucken, also nicht immer nur die*der Autor*in zu sein, sondern auch einmal die*derjenige, die*der dann Wissen produziert, aber es nicht unter Kontrolle hat, oder nur bis zu einem gewissen Grad. Falls ihr jetzt nur darüber schreibt und wir die Transkription nicht mehr sehen, finde ich einen Blog als Ergänzung gelungen und ich wäre definitiv dabei.

I-BRR: Da würde ich jetzt aber sagen, dass ich auch auf Grund meiner Selbstverpflichtung doch immer gerne zeige, was ich aus den Informationen mache, die mir gegeben werden, bevor ich sie dann publiziere, soweit das geht.

TS: Genau ich habe noch einmal eine Verständnisfrage. Das sind ja zwei Dinge, nicht? Also einerseits der *boasblog* und dann würden wir da auch Kolleg*innen einladen, die sich da positionieren. Vielleicht wäre so ein Leitartikel von uns als Kollektiv, wie MK es auch in den Chat geschrieben hatte, auch eine schöne Idee. Ob das jetzt realisierbar ist, oder nicht – ich sage es jetzt mal trotzdem.

Es wäre ja schön, wenn wir diese Prozesse auch dokumentieren könnten. Unabhängig davon, ob das dann viel zu langweilig für andere ist, oder wir uns selbst schämen, aber man kann das Transkript jetzt erst einmal redigieren und bearbeiten, sodass es in einer Schriftsprache ist. Wir können auch eine Art Metadokument dazu schreiben, in dem wir unsere eigenen Redaktionen mit herein schreiben. Das muss ja gar nicht viel Arbeit sein, das können auch Stichpunkte sein, aber es geht darum, dass man einmal einen Prozess der Edition eines Textdokuments selbst unter uns hat, und sieht, was da schon für Schwierigkeiten auftreten können. Wir können uns immer noch überlegen, wie transparent wir dann nach Außen sein wollen, aber wir können einmal zeigen, wie das funktioniert, wenn wir unter uns kooperieren und welche Fallstricke sich da

auch auf tun können. Die Frage, was wir dann lieber nicht nach Außen geben wollen, selbst wenn es nur für diese Gruppe hier wäre, finde ich auch sehr interessant. Also damit tatsächlich eine Art Hintergrund, wie UR das vorhin meinte, so ein Hintergrunddokument zu erschaffen. „Wie kam denn dieser Leitartikel in dem *boasblog* zustande?“ Dann könnten sich andere Kolleg*innen vielleicht aus eigener Erfahrung dazu positionieren. Dann hätte man eine konkrete Einflugschneise und wir würden zugleich eine Art *walking the talk* praktizieren.

OZ: Genau, ich habe nur zwei Beobachtungen zu Eurer Frage. Erstens, was wäre, wenn ein Mensch von uns dagegen wäre? Was würden wir dann machen? Zweitens hinkt die Analogie, weil ihr uns ja fragt. Die Analogie würde darin bestehen, dass ihr das Ding hier mitnehmt, damit irgendetwas macht und in irgendein Repositorium stellt, ohne dass wir uns noch involvieren können. Die Homogenität und der Bildungsstand sowie die Beteiligung an dem Feld, in dem wir uns bewegen, lassen bei mir auch den Eindruck entstehen, dass die Analogie nicht so viel beiträgt. Menschen, mit denen ich normalerweise in den Forschungen zu tun habe, sind ganz anders positioniert und auch möglicherweise anders davon betroffen, deshalb ist das meine Befürchtung.

Ein Punkt, der mir noch eingefallen ist, den ich noch loswerden wollte, ist zu den *Human Relations Area Files*. Ich glaube, eine ganz wichtige Debatte, die hier im Hintergrund steht und die vielleicht total altbacken herüberkommt, aber eigentlich zentral ist, ist die Frage, wie komparativ wir eigentlich arbeiten wollen. Wenn wir die Daten wirklich zugänglich machen wollen und auch anderen Leuten zur Forschung zugänglich machen wollen, steht dahinter eigentlich im weitesten Sinne eine Form von komparativer Forschung. Es sei denn, es geht nur um ganz situative Kontextinformationen, die wir hinzufügen wollen. Dann müssen wir uns auch die Frage als Disziplin stellen, denke ich, wie komparativ wir eigentlich wirklich arbeiten. Also wenn man Einführungen in die Ethnologie liest, ist häufig „komparativ“ als ein Adjektiv aufgeführt; wenn wir uns die Forschungsrealität angucken, arbeiten allerdings die wenigsten wirklich komparativ. Die Frage ist auch ein bisschen, wenn wir solche Daten dekontextualisieren und sie anderen Leuten für ihre Arbeit zugänglich machen wollen, dann steht dahinter auch ein Bild davon, als gäbe es so etwas wie ein *Tertium Comparationis*, über das diese Daten zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Unterschreiben wir das wirklich? Also ich denke, das wäre auch noch einmal eine Frage für die Nutzbarkeit dieser Daten. Wie halten wir es mit der Gretchenfrage der Komparatistik?

I-BRR: Ja ich denke es ist super, dass du den Hinweis noch einmal gebracht hast, OZ. Ich meine, es war ja der Sinn der Übung von den *Human Relation Area Files* und zeigt

auch den absoluten Mehrwert von so einer gewissen Systematik, oder? Datenmaterial, Informationsmaterial, aber sie haben ja auch mit dem bereits Publizierten gearbeitet. Also sie haben nicht irgendwelche Rohdaten, wie das ja auch oft genannt wird, irgendwelche noch nicht veröffentlichten Datensätze eingespeist, sondern die Publikationen nach Schlagworten durchforstet. Das war ja auch schon eine enorme Arbeit, die es anderen dann wieder ermöglicht hat, bestimmten Fragen nachzugehen oder auch nicht. Ich denke, dass man diesen komparativen Aspekt vielleicht auch noch ein bisschen miteinflechten kann, wo natürlich ein Mehrwert drin läge. Bevor wir schließen, muss ich jetzt noch einmal nachfragen – zu deinem Einwurf: Was ist, wenn einer jetzt nicht dafür wäre? Wärest du dagegen? Dann müssten wir überlegen.

OZ: Nein, bin ich natürlich nicht. Aber ich glaube, dass das eigentlich die spannende Frage ist. In dieser Frage ist Musik drin. Dass wir uns alle zu neunt darauf verständigen können, dass wir natürlich als Akademiker*innen kein Problem damit haben unsere Daten öffentlich zu legen, ist relativ leicht zu erreichen, aber das ist nicht der Fall um den es aus meiner Sicht eigentlich geht.

I-BRR: Genau. Das ist auch keine Analogie. Das können wir nicht in Analogie zu dem stellen, was wir als Ethnograph*innen in unseren Feldern machen, das ist klar. Aber es ging schon einmal um die Frage, ob wir das dürfen. Sollen wir einfach mal so dieses Gespräch nachnutzbar machen? Es ein bisschen kuratieren und nachnutzbar machen? Und aus der Hand geben? Dafür müssen wir natürlich um Einwilligung fragen.

AB: Das habt ihr euch jetzt schön als Überraschung am Ende aufgehoben, oder?

I-BRR: Ja, natürlich!

I-MR: Aus der Überlegung heraus, dass wir hier vielleicht auch ein Material haben, was nicht nur für diese eine Publikation relevant und auch wertvoll wäre. Es könnte noch andere Fragen und auch Verwendungsmöglichkeiten in sich tragen.

I-BRR: Ich würde vielleicht doch noch einmal abschließend sagen, dass ich den Vorschlag von MK, das für den *boasblog* zu verwenden, gar nicht verkehrt finde. Damit würde man eventuell wirklich diese Debatte innerhalb unseres Faches anstoßen und wenn wir das auf unserem SFB Blog veröffentlichen, verschwindet das eher, denn der wird ja nun wirklich nicht von sämtlichen Ethnolog*innen Deutschlands und darüber hinaus gelesen. Insofern finde ich das ein schönes Angebot.

MK: Man kann das auch parallelschalten. Wir hatten auch schon Blog-Partnerschaften zum Beispiel mit dem *Medical Anthropology Blog* von euch in Berlin für Teile der Corona Sachen und so weiter. Es ist ja auch super, sich dann gegenseitig zu verstärken und absolut sinnvoll.

I-BRR: Ja sehr gut! Herzlichen Dank für das abendliche Gespräch.

I-MR: Vielen Dank!

Zu den Gesprächsteilnehmer*innen:

Andrea Behrend, Professorin für Ethnologie Afrikas, Universität Bayreuth

<https://www.ethnologie.uni-bayreuth.de/de/team/Behrends-Andrea/index.php>

Michi Knecht, Professorin für Ethnologie am Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft, Universität Bremen: <https://www.uni-bremen.de/kultur/personen/professorinnen/michi-knecht>

<https://www.uni-bremen.de/kultur/personen/professorinnen/michi-knecht>

Claudia Liebelt, Professorin für Sozial- und Kulturanthropologie, Freie Universität

Berlin: https://www.polsoz.fu-berlin.de/ethnologie/forschung/arbeitsstellen/gender_body/team/liebelt/index.html

Julia Pauli, Professorin am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie, Universität

Hamburg: <https://www.ethnologie.uni-hamburg.de/en/personen/julia-pauli.html>

Ursula Rao, Direktorin der Abteilung ‘Ethnologie, Politik und Governance am Max Planck Institut für ethnologische Forschung in Halle (Saale):

<https://www.eth.mpg.de/5488439/rao>

Michaela Rizzoli, Postdoc-Mitarbeiterin im TP INF des SFB 1171 „Affective

Societies“ Mai 2022: <https://www.sfb-affective-societies.de/teilprojekte/INF/team/rizzoli/index.html>

Seit dem 16.05.2022 Wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Forschungsdatenzentrum Qualiservice Bremen: <https://www.qualiservice.org/de/>

Birgitt Röttger-Rössler, Seniorprofessorin am Institut für Sozial-und Kulturanthropologie, Freie Universität Berlin sowie Teilprojektleiterin am SFB 1171 „Affective Societies“ Berlin: <https://www.polsoz.fu-berlin.de/ethnologie/personen/professorinnen/roettger-roessler.html>

Thomas Stodulka, Juniorprofessur am Institut für Sozial-und Kulturanthropologie, Freie Universität Berlin: <https://www.polsoz.fu-berlin.de/en/ethnologie/personen/professorinnen/stodulka.html>

Olaf Zenker, Professor am Seminar für Ethnologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: <https://www.ethnologie.uni-halle.de/personal/zenker/>